

(1848) noch einmal Lacordaire, der sich inzwischen dem Predigerorden angeschlossen hatte.

Von 1853—1869 hielt P. Félix S.J. die Konferenzen, die sich in jenen Jahren bezeichnenderweise vor allem mit dem Problem des „Fortschritts“ befaßten. Nach ihm hatte der Dominikaner Monsabré die berühmte Kanzel volle 18 Jahre lang inne. Ihn löste Monsignore d'Hulst ab, auf den wieder drei Söhne des heiligen Dominikus folgen: P. Létonneau, P. Olivier und über viele Jahre (bis 1924) P. Janvier. Der nächste in der Reihe ist der Oratorianer P. Sanson. Nach ihm hielt Kardinal Baudrillart die Kanzelvorträge. Ihm folgten als Prediger von Notre-Dame der Religionsgeschichtler P. de la Boullaye S.J., Monsignore Chevrot und (von 1941 bis 1945) P. Panici S.J. Dieser wurde dann im Jahre 1946 von P. Riquet abgelöst.

*Heimatorts-Karteien der kirchlichen Wohlfahrtsverbände.* Aus der Arbeit, die der Deutsche Caritasverband bereits im Jahre 1945 begann, hat sich unter anderem eine Heimatorts-Kartei entwickelt. In ihr sind die Umsiedler nach ihrem früheren Heimatort und jetzigen Wohnort erfaßt. In den Karteien stehen — ein Bild von der ungeheueren Arbeit — über fünf Millionen Karten mit weit über zehn Millionen erfaßten Personen. Damit ist der größte Teil aller Umsiedler registriert. Bisher sind rund zweieinhalb Millionen Personen, die durch Krieg und Vertreibung auseinandergerissen waren, wieder zusammengeführt worden. Darüber hinaus haben die kirchlichen Heimatortskarteien sich in den vergangenen Jahren zu einem äußerst wichtigen Instrument entwickelt: keine staatliche und private Stelle verfügt über ein ähnlich umfangreiches Material. Die Karten bilden eine gute Unterlage für caritative Betreuung, stellen, praktisch gesehen, zugleich einen Ersatz für die nicht vorhandenen Abwicklungsstellen der Behörden aus den geräumten deutschen Ostgebieten dar. So kommt es, daß die Heimatortskarteien von Standesämtern, Vormundschafts- und Erbschaftsgerichten sehr stark in Anspruch genommen werden. Auch sind sie ein Ersatz für die verloren gegangenen Kirchenbücher. Auf dieser ausgezeichneten Grundlage kann vielleicht das verlorene Aktengut soweit rekonstruiert werden, daß die ohnedies schwer getroffenen Vertriebenen wenigstens zu notwendigsten Aktenunterlagen kommen können. Daher haben die deutschen Bischöfe vor längerer Zeit einer Gruppe von Fachleuten den Auftrag erteilt, Kirchenbücher und ähnliche wichtige Personenstands- und Rechtsdokumente in mühsamer Kleinarbeit wieder zu erstellen, solange noch glaubhafte Zeugen, frühere Bürgermeister, Gemeindebeamten, Nachbarn, Verwandte, Seelsorger, wichtige Aussagen über Taufe, Eheschließung, Tod, Erbrecht und ähnliches machen können. So leistet die Kirche mit großen Kosten wertvollsten Heimatdienst.

*Hundert Millionen Katholiken ohne Priester.* Die Lage in Lateinamerika. In der Not unserer durch Krieg, Vertriebenenelend und neue Diaspora geschaffenen Seelsorgsprobleme mag es lehrreich sein, mit katholischer Weitherzigkeit einen Blick auf die Sorgen der Kirche im lateinamerikanischen Halbkontinent zu werfen. Ein Drittel aller Katholiken wohnt in diesem Erdteil, verfügt aber nur über 7 Prozent der Gesamtzahl katholischer Priester. Das normale Verhältnis wäre ein Priester auf tausend Gläubige. Während nun in den Vereinigten Staaten durchschnittlich auf 622 Katholiken ein Priester trifft und in Kanada sogar auf nur 479 — gestattet die Zahl von 25000 Welt- und Ordenspriestern Lateinamerikas nur den armseligen Durchschnitt von einem Seelenhirten auf 7000 Seelen.

Wenn wir einzelne Länder gesondert betrachten, verschlechtert sich das Ergebnis noch. In Porto Rico beträgt der Durchschnitt 7113, in Bolivien 7459, in Panama 7609, in Kuba 8301, in Salvador 9788, in Honduras 10345, auf Haiti 11966, in San Domingo 14679, in Guatemala 27968 Gläubige auf einen Geistlichen.

Aber mit diesen Angaben ist das Trostlose der Situation noch keineswegs erschöpft. Denn nirgendwo ist die Gesamtzahl der Priester in der Seelsorge eingesetzt. Es gibt da Alte und Kranke, es sind da jene, die in den Schulen, in der kirchlichen Verwaltung und anderen besonderen Aufgaben arbeiten. Dazu kommen in den lateinamerikanischen Gebieten noch die riesigen Entfernungen. Es gibt Seelsorgsbezirke, die unseren Diözesen entsprechen. Im Inneren Uruguays zum Beispiel finden wir Siedlungen, die so weit entfernt sind, daß sie nur alle fünf Jahre einen Priester zu Gesicht bekommen.

Selbst wenn man das Verhältnis: ein Priester auf 2000 (also nicht 1000) Seelen als Normalfall ansetzen wollte, würden in Lateinamerika 100 Millionen katholische Christen ohne Seelsorger leben. Die Folgen für die praktische Frömmigkeit, für Ehe und Familie sind bedenklich. Der Sakramentenempfang ist oft spärlich, kirchliche Eheschließung häufig vernachlässigt. Es ist unter diesen Umständen fast ein Wunder, daß eine gewisse katholische Grundhaltung überall noch vorhanden ist. Nicht zu verwundern ist es freilich, daß mancherorts der Glaube vom seltsamsten Rankenwerk des Aberglaubens durchwachsen ist. Die größte Gefahr droht heute aber von seiten der mit Macht und großen Mitteln einsetzenden Propaganda nordamerikanischer Religionsgemeinschaften. Daß da manche religiös ausgehungerte schlichte Seele das Brot des Wortes Gottes aus der Hand entgegennimmt, die es ihm bietet, gleichviel wessen diese Hand sei, ist nur zu verständlich. Der Vormarsch des Protestantismus hat sich in den letzten Jahrzehnten erstaunlich beschleunigt: 1925 zählte Lateinamerika nur 708000 Protestanten, heute sind es 4700000. Die protestantische Werbung verfügt unter anderem über den mächtigsten Rundfunksender Südamerikas. Er wurde in Quito, auf 2800 Meter Höhe errichtet, und jetzt geht die Rede, man denke daran, die rund 10000 Missionsprediger, die Ostasien verlassen mußten, in Lateinamerika zu verwenden. (Vgl. L'Osservatore Romano vom 13. März 1952 Nr. 62 S. 3.)

*Sozialer Notstand in Lateinamerika.* Das religiöse und Seelsorgsproblem in den amerikanischen Ländern lateinischer Zunge wird noch verwickelter durch die Schärfe sozialer und kultureller Gegensätze. In einigen wenigen Riesenstädten wie Sao Paulo, Buenos Aires und Rio de Janeiro herrscht modernstes Weltstadtfieber mit Wolkenkratzern, Banken, Geschäften oder auch Industriebetrieben. Sao Paulo verschickt jährlich aus seinem Hafen de Santos unter anderem eine Million Hemden und anderthalb Millionen Autoreifen. Die neuen Fordwerke dieser Stadt werden binnen kurzem mit einer jährlichen Erzeugung von 30000 Kraftwagen aufwarten können. Und hinter diesen Städten liegt unendlich das Land, größtenteils unerschlossen oder doch nur dünn besiedelt. Die Städte stehen in der nervösen Problematik des 20. Jahrhunderts und ihr Hinterland noch auf der Stufe der Conquistadorenzeit. Aber schlimmer noch als dieser Gegensatz ist jener zwischen arm und reich. Wenige Besitzende, viele Habenichtse. Das klingt fast unglaublich in einem Erdteil voller Bodenschätze und einem spärlich besiedelten üppigen Fruchtländ. Aber aus den gewaltigen Ölvorkommen in Venezuela zum Beispiel, deren Ertrag nach dem der U.S.A. und Rußlands an dritter Stelle steht, zieht nur die Regierung und rund 25000 Industrielle wirklichen Vorteil. Die Ölgesellschaften haben in den letzten 25 Jahren wohl rund 600000 Dollar für neue Werkanlagen ausgeworfen, waren aber nicht im entsprechenden Verhältnis auf den sozialen Fortschritt des Landes bedacht.

Noch schlimmer liegen die Dinge in den ländlichen Gegenden. Es gibt da private Riesenbesitzungen mit einem Flächeninhalt von Hunderten Quadratkilometern. In Bolivien zum Beispiel leben zweieinhalb Millionen Menschen auf einem Grund und Boden, der Eigentum von nur 80000 Herren ist. In der Provinz Buenos